

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 134.

Samstag, 11. Juni

1927.

(24. Fortsetzung.)

Unter Sonnengluten.

Roman von Erika Grupe-Böcher.

(Nachdruck verboten.)

5. Kapitel.

Seitdem die Familie Schürmann wieder ihr Landhaus in der Vorstadt bewohnte, kam Trinidad Tajan innerlich nicht mehr zur Ruhe.

Abends, wenn im Dunkeln niemand sie erkennen oder beobachten konnte, schlich sie aus ihrem Garten und eilte die Landstraße ein Stück entlang, immer sich an die feinen Bambusbüsche drückend, welche den Weg an einer Seite säumten. Fast wie ein Gespenst glitt sie so heran, mit weit geöffneten, starren Augen, so lachte, wie es ihr auf ihren zierlichen, gestickten, roten Samtpantoffeln möglich war, und leise raufte die kurze Schleppe ihres Mestizengewandes hinter ihr über die ausgedörrte Landstraße.

Seit Wochen war Trinidad völlig menschenleer. — Einige schrieben ihr sonderbares Wesen dem plötzlichen Schrecken des furchtbaren Erdbebens zu, der manchen in Verzweiflung und Wahnsinn gebracht hatte. Aber niemand außer ihrem Bruder wußte die Wahrheit. Damals, als sie auf Bitten des Barons Alvarez hin sich halb durch Neugierde, halb aus Eitelkeit bereben ließ, dem spanischen Gouverneurspaar durch Überreichung von Blumen zu hulldigen, damals, als sie unermutet Bodo Schürmann wieder begegnet war, brach sie zusammen. Hatte dieses unvorbereitete Zusammentreffen sie an und für sich schon betroffen, weil die Liebe zu ihm durch seine Untreue durch tausend Schmerzen ging, so gab die Entdeckung, eine Braut an seiner Seite zu sehen, ihr den letzten furchterlichen Stoß. Diese Stunde war ihr seelisches Verhängnis geworden!

Das war mehr, als ihr zerrüttetes Seelenleben zu ertragen vermochte!

Die rohe Zurückweisung seitens Bodos, die lieblose Art, sie abshütteln zu wollen, ließ ihre stille Erregung noch lange nachjittern. Seit jenem Abend war Trinidad nur von einem Gefühl beherrscht, dem der Rache!

Ihr Herzblut hätte sie früher für Bodo Schürmann hingeben können. Sie hatte mit einer an Verehrung grenzenden Liebe zu dem weißen Manne aufgesehen. Jetzt aber haßte sie ihn, wie sie als Kind dieses Tropenlandes alle Spanier haßte. Und wenn ihr Bruder ihr von seinen geheimen politischen Plänen sprach, die in letzter Zeit immer weiter gediehen und versprochen, in einem baldigen, gut organisierten Aufstand gegen die Spanier zu gipfeln, dann sah sie mit fieberhaft glänzenden Augen ihm gegenüber und wiederholte innerlich immer wieder die Worte: „Und Sennor Schürmann muß auch sterben!“

Weil sie von diesem einzigen Gedanken besessen war, beobachtete sie das Schürmannsche Landhaus in jeder Stunde, in der es ohne Aufsehen möglich war, besonders abends. Dann konnte sie stundenlang, aus Geländer gedrückt, stehen, im Schatten von Bäumen und Palmen und in die hellerleuchteten Zimmer hineinstarren.

Man schloß keine Gartentür bei eintretender Dunkelheit, man ließ keine Jalousien herab, denn man war ahnungslos, fürchtete nichts und fühlte sich sicher. Bodo erinnerte sich mit keinem Gedanken mehr Trinidads. Bei seiner leichten, sorglos-spielerischen Art alaubte er sie

endgültig abgetan, als sie von ihm im Parke des Barons Alvarez so rauh zurückgewiesen wurde. Vollständig verschwunden war die schöne, junge Mestizin aus seinem Gesichtskreis; es gab ja so unendlich viel anderes zu bedenken, was ihm viel wichtiger war!

Zuerst der Wiederaufbau des Stadthauses. Die Hochzeit mit Carmen hatte sich nun verzögert, da es für das junge Paar unmöglich war, das Stadthaus zu beziehen. Carmen kam alle paar Tage ins Landhaus hinausgefahren. Das war Bodo lieber, denn er besuchte Torrechons nicht gern in ihrer Wohnung. Er behauptete, das Haus sei immer durchzogen von einem Hauch von Olivenöl und Zwiebeln, zwei Lieblingsbestandteilen der spanischen Küche.

Carmen fühlte, daß sie in ihrer künftigen Schwiegermutter eine starke Stütze besaß. Deswegen verwöhnte sie die alte Dame mit Schmeicheleien. Ihr Oheim, der Gouverneur, hatte sich unterderhand bereitgefunden, dem Doktor Torrechon eine größere Summe Geldes zu borgen, die dieser nun als Mitgift seiner Tochter Carmen ausgab. Durch die Aussicht, seine Braut beläme tatsächlich ein sofort verfügbares Vermögen mit, fühlte sich Bodo bewogen, sich als Bräutigam wieder etwas zärtlicher zu geben. Denn auch seine Mutter hatte ihm in den letzten Wochen immer wieder unter vier Augen die Tasche vor Augen gehalten, daß das Erdbeben große Zerstörungen und Schäden im Stadthaus und dem großen Drogenlager angerichtet habe, und er nun doppelt auf eine reiche Heirat bedacht sein müsse.

Aber es gab Stunden, in denen Bodo aufs glücklichste Lianes Gegenwart empfand. Sie hatte sich mit ihrer gesunden Kraft bald wieder vom dem schweren Sturz und den Nachwehen der Besinnungslosigkeit erholt und nahm die Fäden des Haushaltes wieder in die Hand. Das Leben hier draußen auf dem Landsitz war ungezwungener, heiterer, angenehmer. Auf Bodos Veranlassung begann sie sogar Reistunden zu nehmen. Pferde hatte man genug im Stall, und Bodo tat sich etwas darauf zugute, sich zu ihrem Reitlehrer zu machen. Vor Lianes Ankunft hatte er oft mit Martens und Bauer gemeinsame Ritte unternommen; ganz früh morgens, wenn die Temperatur noch angenehm war, waren sie in die Umgebung hinausgeritten, die draußen sehr hübsch war.

Jetzt vermied Bodo es sorgfältig, einen der beiden Herren als Begleiter aufzufordern, nun er selbst mit Liane ausritt. Er wollte das Zusammensein mit ihr allein genießen. Er allein! Und Liane ritt mit ihm aus, weil sie großes Vergnügen am Reiten fand. Es interessierte sie, auf diese Weise in die weitere Umgebung hinauszukommen, die sie sonst kaum kennengelernt hätte. Sie war gegen Bodo von gleichmäßiger, etwas kühler Freundschaft. Aber gerade das reizte ihn, dem Carmen immer allzu entgegenkommend, verliebt-schmeichelnd war.

Kurt Martens durchschaute Bodos Absicht. Er lächelte bitter, wenn er so am Sonntagmorgen seinen jungen Chef zu Pferde an Lianes Seite wegreiten sah. Bodo verlobte sich mit Carmen Torrechon, um eine gute

Partie zu machen, aber seine schöne, junge Rufine gönnte er keinem anderen! O, Bodo Schürmann durfte beruhigt sein: Martens kam nicht mehr als Bewerber in Betracht, seitdem das Schicksal ihn durch den Diebstahl seiner wertvollen Arbeiten in seinen Hoffnungen so zurückgeworfen hatte!

Aber der Baron! Er war zweimal seit dem Erdbeben im Landhause hier draußen gewesen. Martens erfuhr es am Abend durch Zufall aus einer Äußerung der alten Frau Schürmann. Der Baron hatte schon wieder allerlei Pläne für gesellschaftliche Zerstreungen, meinte die alte Dame: Pläne, die er ausführen würde, sobald die Häuser wieder einigermaßen hergestellt seien. Martens hörte dann schweigend zu. Er machte sich seine Gedanken. Du liebe Zeit, wie sorglos hier alles in den Tag hinein lebte! Er selbst wußte, daß sich drohende Wolken um die Stadt sammelten. Aus den halblaut geflüsterten Unterhaltungen zwischen den Dienern des Hauses und seinen tagalischen Gehilfen im Laboratorium und im Geschäft entnahm er, es bereite sich ein Aufstand gegen die Spanier vor. Der Unmut gegen die fremden Herren dieser Inseln war im Steigen begriffen und nicht lange mehr niederzuhalten.

Eines Tages schlich sich Trinidad wieder heimlich aus dem Hause ihres Bruders. Er durfte nichts davon wissen, daß sie das Landhaus der Schürmanns so viel umlauerte. Aber heute fühlte sie sich sicherer, denn ihr Bruder stand vor großen und wichtigen Entscheidungen. Das hatte sie auch in ihren wirren, todtraurigen Gedanken begriffen, als sie den geheimen Beratungen im Hause ihres Bruders beigewohnt hatte. Als sie nun in das Dunkel des Abends wieder mit ihren leisen Schritten voll behender Grazie hineinglitt, murmelte sie noch einige Male vor sich hin, was sie die Männer und Gesinnungsgenossen bei ihrem Bruder hatte sagen hören: „Eines Nachts, wenn die Leuchtkugeln am Nachthimmel aufsteigen, dann schlägt die Stunde der Befreiung.“

Sie hatte schon einen ganz bestimmten Platz, an dem sie durch das Geländer in Haus und Garten sehen konnte. Ein Gebüsch verbarg sie vor den Blicken der Bewohner. Ihre Hände krampften sich zusammen, wie sie ihren Lauscherposten aufgesucht. Im Hofe hinter dem Hause, von dem man von der Straße aus noch einen kleinen Teil über sah, scharrten ungeduldig zwei Pferde, die aufgepälm vor einer Equipage hielten. Zu gut kannte Trinidad dieses Fuhrwerk. Wieder war Carmen Torreon heute zum Besuch hier! Und wie zur Bestätigung vernahm sie aus dem offenstehenden Wohnzimmerfenster vergnügtes Plaudern und Lachen.

O, wie ihr das ins Herz schnitt! Aber dann wurde sie wachamer. Dem Schürmannschen Hause gegenüber lag im selben Garten, nur durch einige Wege und Beete getrennt, ein kleineres, leichter gebautes Haus. In diesem wohnten die drei Herren des Geschäfts, da das Landhaus selbst nicht genügend Platz bot. Trinidad hörte Schritte auf der Veranda des kleinen Herrenhauses auf und ab gehen. Einer der Herren rauchte seine Zigarre und sah dabei in den Garten hinab.

Da schien er sie zu entdecken. Jedenfalls hatte sie das Gefühl. Er blieb plötzlich stehen. Er reckte sich etwas empor und neigte den Oberkörper über das Geländer, als wollte er sich vergewissern.

Da schlug eine helle Angst in ihr empor. Um keinen Preis wollte sie, daß man auf sie aufmerksam würde. Sie duckte sich zusammen. Und als der deutsche Herr immer noch unbeweglich in dieser Stellung blieb, trieb die Angst sie fort und jagte sie das Stück auf der Landstraße in den Garten ihres Bruders zurück.

Aber hier fand sie keine Ruhe. Sie zitterte. Alles, was sie an jenem Abend im Hause des Barons an Erschrecken, an Demütigung, an Seelenschmerz erlitten, wurde wieder in ihr wach. Die Unruhe jagte sie empor, das Verlangen, sich an Bodo rächen zu können und ihn deswegen überwachern zu müssen. Und als es dunkel war, litt sie es nicht länger zu Hause, sondern abermals stahl sie sich hinaus, um zu sehen, zu lauschen, zu hören.

Carmen Torreon schien heute besonders gut gelaunt zu sein. Sie sprudelte vor Lebhaftigkeit und Töfletierte

hinter ihrem Fächer Bodo so geschickt und schelmisch an, daß er bei seinem schwankenden Charakter wieder in einen gewissen Rausch von Verliebtheit geriet. Er begann sich mehr an ihre Art zu gewöhnen und fand, daß auch dieses temperamentvolle Spielen und Entgegenkommen seinen Reiz gegenüber der stolzen weiblichen Zurückhaltung der deutschen Frauen habe. Zudem hatte seine Braut es anscheinend bereits recht gut verstanden, ihren Oheim, den Gouverneur, für ihre Ziele zu gewinnen. Die spanische Regierung stand nämlich im Begriff, der Firma Schürmann ein Monopol über die ganze Inselgruppe zu geben. Das war eine gute geschäftliche Aussicht, wenn Bodo den alleinigen Verkauf aller Arzneien und Heilmittel für die Apotheken und Stationen auf den Philippinen erhielt!

Deshalb suchte er jede Möglichkeit wahrzunehmen, die ihn im verwandtschaftlichen Verkehr durch seine Braut mit dem Gouverneur zusammenführte. Carmen war heute ins Landhaus herausgekommen, um ihren Verlobten und ihre Schwiegermutter zu einer Spazierfahrt nach dem Gouverneurpalast aufzufordern. Die Erzessenzen beabsichtigten, am anderen Tage, dem Namenstage der Gouverneurin, den man in spanischen Kreisen festlicher begeht als einen Geburtstag, ein großes Gartenfest zu geben; dieses sollte zum ersten Male nach dem Erdbeben die gesellschaftlichen Kreise wieder zusammenführen. Besonders günstig traf es sich, daß gerade eine französische Operettengesellschaft sich für einige Tage in der Stadt aufhielt. Der Adjutant des Gouverneurs, sehr geschickt im Arrangieren von Festlichkeiten, hatte diese Operettengesellschaft sofort zu einer Vorstellung engagiert, die vor den geladenen Gästen der Erzessenzen im Palast stattfinden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis.

Skizze von E. Nabe.

Er hatte eine sehr karge Jugend verlebt.

Sein größter Schatz waren ein paar kleine Figuren aus Blei, mit denen er sich hingebungsvoll die bei den Knaben so merkwürdig beliebte Indianerromantik zauberte. Karl May und die zerlesenen Beinhfennischwarten, heimlich erstanden und in dunklen Winkeln verschlungen, regten seine Phantasie immer wieder von neuem an.

Seine Sehnsucht vor jedem Geburtstags- und Weihnachtsfest war auf ein ansehnliches Böttchen buntbemalter Indianerfiguren mit einem kleinen Heer feindlicher Angreifer gerichtet. Die aus Papier geschnittenen Zelte und Lagerfeuer lagen selbstgefertigt in Bereitschaft. Niemals aber reichten die Mittel oder die Liebe seiner Eltern zu diesen bescheidenen Gaben.

So schloß er seine Knabenjahre ab und nahm den Vorsatz mit, sich den alten bescheidenen Wunsch selbst zu erfüllen, wenn er einmal eigenes Geld verdiene und unabhängig sei.

In den Jünglingsjahren wurde der kindliche Spieltrieb von der Freude an lebendigen Gegenständen verdrängt. Er war fast dreißig Jahre alt geworden, als die Reize der Frauen und der Berufsstampf aufhörten, ihn vollkommen zu beherrschen. Er begann, einzuhalten im besinnungslosen Vorwärtstreben, das schließlich im gesicherten Beruf und einem festen Verhältnis gipfelte.

Seinen Freunden war er der treue und brave liebe Kerl, der Zeit und Gefühl in mäßig dosierter Menge gab und beanspruchte, und seiner festen Stellung wurde mit der vorgeschriebenen Stundenzahl Genüge getan. So blieben ihm zuweilen einige nichtausgefüllte Augenblicke, in denen er Rückschau hielt und alter Wünsche gedachte.

Viele der eiteln Vorsätze wurden mit überlegenem Lächeln abgetan. Die späte Nacht an heimtückischen Schulfameraden, die geplante Demütigung am ungerechten Lehrer, auch die Renommierucht vor dem stolzen Gänsschen, das den Unreife abwieß. Er dachte weder daran, noch einmal mit vollen Taschen hoch zu Ross oder im pompösen Benzwagen das Heimatstädtchen aufzusuchen, um denen zu zeigen, was aus dem armen Knaben geworden sei, noch fiel es ihm ein, die Riesenportionen Kuchen oder Braten zu vertilgen, die er dereinst ersehnt hatte. Aber der Wunsch nach dem bunten Indianerlager, nach den schleichenden Gestalten hinter Busch-

wert und Zelten, den lobenden offenen Feuern, den wehenden Federscheiden der wilden Reiter, nach ihrem tapferen Kampf mit den Feinden, aus dem sie trotz Minderheit unbedingt siegend hervorgehen — dieser Wunsch wurde wieder lebendig, und er hielt auch vor den Gefühlen des Mannes stand.

Zwar schämte er sich dessen ein wenig, nahm sich vor, zu keinem Menschen, selbst zur braven Freundin nicht, davon zu sprechen; er murmelte auch etwas von einem Reffen, als er im Warenhaus die Figuren erstand, aber er trug seinen Schatz doch mit einem so starken Glücksempfinden nach Haus, als wären die langen Jahre des Lebenskampfes der Traum einer einsigen Nacht und nicht eine grundlegende Realität gewesen.

Mit roten Ohren und blühenden Augen sah er hinter verschlossenen Türen vor dem kunstvoll aufgebauten Kampfsplatz. Er schnitt ein prächtiges Fort, setzte nüchtern uniformierte Soldaten hinein und ließ seine Freunde, die Indianer, mit Tomahawks und Messern im Schatten der Gebüsche heranschleichen. Sein ihm noch unbewusster Haß gegen die ganze verflavende Kultur der Weißen löste sich in diesem kindlichen Spiel, das ihn entspannt und erfrischt als friedlichen Europäer wieder entließ.

In einer jener Stunden, die man gemeinsam verlebt, ohne sie ausfüllen zu können, ließ er sich dazu verleiten, seiner Freundin das Geheimnis zu verraten und den Rest des Abends, durch den Reiz des Neuartigen und Ungewöhnlichen angeregt, im Doppelspiel mit den roten Freunden zu verbringen. In einer jener anderen Stunden, da man gern eine Schwäche des andern aufdeckt, um einer gereizten Stimmung ledig zu werden, warf sie ihm Albernheit vor, „was seine Indianer ihm beweisen könnten“.

Diese Verletzung seiner empfindlichsten, weil reinsten Gefühle veranlaßte ihn nicht nur, das Verhältnis sofort zu lösen, sondern auch sein Geheimnis fortan viel strenger zu hüten.

Er wurde inzwischen ein sehr respektabler Herr mit dem Direktortitel, ging eine standesgemäße Ehe ein, bekam einen Sohn, und bewahrte im Schreibtisch seine bleiernen Freunde mit ihren romantischen Reliquien, die er in Stunden tiefen Stills vor der verlogenen Geselligkeit, den Ränken und Kniffen der Geschäfte oder der Unstimmigkeiten im eigenen Haus hinter verschlossenen Türen noch zuweilen scheu hervorholte, um im Spiel mit ihnen und in der Erinnerung an seine trotz allem doch so herrliche Kindheit zu gesehen.

Eines Abends gewahrte er, vor seiner Korridortür angelangt, daß er sein Schlüsselbund nicht besaß, also mittags wahrscheinlich am Schreibtisch stehen ließ. Er geriet in fieberhafte Erregung bei dem Gedanken, daß man sein Geheimnis entdeckt haben könnte.

Das unterste Fach war geöffnet und leer. Laute Ausrufe und Gepolter aus dem Kinderzimmer führten ihn auf die richtige Spur.

Da hockten sein sechsjähriger Sprößling und seine Frau auf dem Fußboden und rollten mit kleinen metallenen Kugeln nach einem Gewirr von Soldaten, Indianern, Zelten, Büschen und Lagerfeuern. Auf dem Fort wehte eine Fahne, und das Flugzeug des Sohnes, ein zeitgemäßes Geburtstagsgeschenk, sowie seine kleinen Last- und Privatautos standen, mit Soldaten beladen, vor den Toren des mächtigen Feindes. Aber dem Lager der Indianer jedoch schwebte der himbeerfarbene Luftballon des Knaben, an die Beine des Säuglings festgebunden, um diesen — auch in zeitgemäßer Anlehnung — vor der Niederlage seines Volkes in die neutrale Zone zu retten.

Die Frau rief dem Eintretenden lachend entgegen: „Wir haben uns das vergessene Weihnachtsgeschenk selbst geholt! Das siehst du ähnlich, daß du über deinen Geschäften nicht mehr daran denkst, welche Freude du deinem Sohn damit bereiten konntest.“

„Sieh!“ schrie der Knabe. „Gegen unsere Technik kommen diese schlecht ausgerüsteten Rothäute nicht an.“

Die stolzen Schlagworte waren dem Knirps so geläufig, daß er sie mit der üblichen Selbstverständlichkeit des persönlichen Verdienstes herausschmetterte.

Er hielt dem Vater den Resten der Indianer, den geretteten Säugling mit dem Luftballon, hin. Der Himbeerfarbene stieß gegen seine Brille, ritzte sich an der scharfen Kante einer Schraube und zerplakte. Wie die leere Blase herunterfiel, war es dem Manne mit dem kindlichen Spieltrieb, als sei damit endgültig seiner sentimentalischen Erinnerungsschwelgerei der Gnadenstoß versetzt worden.

Er rückte seine Brille zurecht, bekannte sich väterlichseriös zum vergessenen Weihnachtsgeschenk und begab sich in sein von der Romantik verlassenes Arbeitszimmer.

Die Katze, die Milch und die vier Temperamente.

1.
Der Choleriker hatte ein Töpfchen mit Milch vors Fenster gestellt. Kam die Katze vom Dachfirst geturnt und soff es aus. Der Choleriker, der gerade den politischen Teil der Zeitung gelesen hatte, gewahrte die Diebin, sprang auf und warf den marmornen Briefbeschwerer durch die Fensterscheibe nach dem Tier.

2.
Der Sanguiniker hatte ein Töpfchen mit Milch vors Fenster gestellt. Kam die Katze vom Dachfirst geturnt und soff es aus. Der Sanguiniker sah es, zündete sich ein neues Zigarette an und lugte vorsichtig durch die Gardine nach der Räuberin, deren Grazie und selten schön glitzertes Fell ihn von vornherein mit der Missetat versöhnte.

3.
Der Melancholiker hatte ein Töpfchen mit Milch vors Fenster gestellt. Kam die Katze ... (siehe oben). Der Melancholiker, der grübelnd in der Sofaecke hockte, bemerkte es erst, als sich die Schleuderin mit elegantem Sprung wieder empfahl. Resignierten Blickes starrte er in das geleerte Töpfchen. Als er lange genug hineingestarrt hatte, ging er zum Schreibtisch und verfaßte eine ausführliche Abhandlung über das trügerische Sein alles Irdischen.

4.
Der Phlegmatiker hatte ein Töpfchen mit Milch vors Fenster gestellt. Kam die Katze ... Der Phlegmatiker, der im Anschluß an seinen Zehn-Stunden-Nachtschlaf das gewohnte Morgennickerchen im Lehnstuhl absolvierte, hörte und sah demzufolge nichts von Milch und Rabentier.

Lene Poist.

Hygiene und Heilkunde

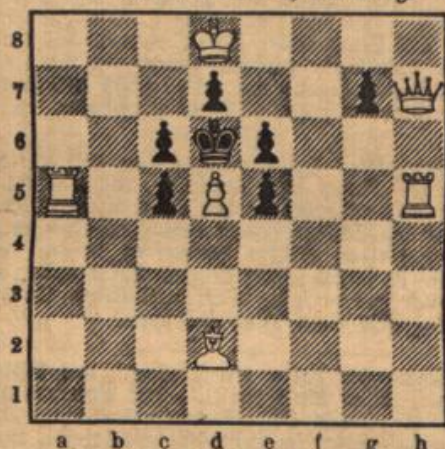
Das gelöste Heufieber-Rätsel. Die Zeit des Blühens der Blumen und Gräser in diesen Wochen ist für manche unglückliche Menschen eine Periode der Qualen und Leiden. Das sind die, die am Heufieber leiden. Da das Heufieber, etwa wie die Seckkrankheit, kein Leiden ist, das zum Tode führt, hat sich die Medizin lange nicht mit diesem rätselhaften Leiden beschäftigt. Der Zusammenhang zwischen der Krankheit und der Anwesenheit des feinen Staubes der Blütenpollen in der Luft, wenn das Heu reift, war lange bekannt und hatte ihr den Namen verliehen. Man nahm an, daß die Fieber- und Entzündungserscheinungen durch eine rein mechanische Reizung der Luftwege durch diese Teilchen hervorgerufen würden. Aber wenn dem so war, warum konnten nicht auch andere Arten von Staub ähnliche Symptome hervorrufen. Asthma und Heufieber sind stets als Wetterkrankheiten betrachtet worden, und man fand heraus, daß manche Astmatiker von schweren Anfällen übermäßig wurden, wenn sie gewisse Speisen zu sich nahmen, wie z. B. Eier oder Hummern, oder mit bestimmten Federn in Berührung kamen. So kam man auf den Begriff der „Idiosynkrasie“, d. h. einer abnormen Empfindlichkeit einzelner Personen gegen bestimmte Reize. Dieselben Stoffe, die bei den einen Asthma auslösten, riefen bei andern die „Nesseln“ genannte Hautkrankheit hervor. Um dem Rätsel des Heufiebers und seinem Zusammenhang mit den Idiosynkrasien auf die Spur zu kommen, machte man Versuche mit Extrakten von Graspollen, in denen die festen Substanzen durchgefilit wurden, wobei eine Lösung ihrer Bestandteile zurückblieb. Wenn ein Tropfen davon in das Auge eines an Heufieber Leidenden gegossen wurde, verursachte er Entzündung. Wurde ein Tropfen unter die Haut eingespritzt, so rief er Nesseln hervor. Damit war die enge Verwandtschaft dieser Krankheiten erwiesen. Asthma, Heufieber und Nesseln werden durch bestimmte ähnliche chemische Bestandteile hervorgerufen, die gleichermäßen vorhanden sind in den Blüten der Gräser, in Eiern, in den Hautschuppen mancher Tiere, im Staub von Federn und in anderen Substanzen. Diese Stoffe rufen bei Personen, die eine besondere Empfindlichkeit besitzen, Veranlassungserscheinungen hervor. Die einzigen gemeinsamen Bestandteile, die sich in diesen Stoffen finden, waren Proteine, die daher für die Erscheinungen verantwortlich sein müssen. Jedes Körnchen Blütenstaub, das auf die feuchte Oberfläche im Innern der Nase oder des Rachens fällt, schwillt an, zerbricht und läßt Protein zurück, das von dem Organismus aufgenommen wird und wie Gift wirkt. Man hat jetzt einen Impfstoff aus dem eigenen Blut der Heufieberkranken hergestellt, der das besondere Gift, das in ihrem Salze wirkt, neutralisiert und eine Art „Immunität“ hervorbringt. So ist das Rätsel des Heufiebers gelöst, und diese quälende Krankheit wird allmählich ihre Schrecken verlieren.



Schach

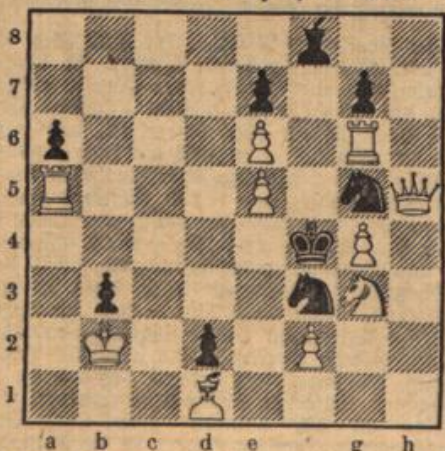
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 49. W. Kluxen, Hamburg.



WeiB: Kd8, Dh7, Ta5, h5, Ld2, Bd5.
Schwarz: Kd6, Bc5, c6, d7, e5, e6, g7.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 50. J. van Dyck, De Lier.



WeiB: Kb2, Dh5, Ta5, g6, Ld1, Sg3, Be5, c6, f2, g4.
Schwarz: Kf4, Lf8, Sf3, g5, Ba6, b3, d2, e7, g7.
Matt in 2 Zügen.

Einige Proben aus dem Buch der „300 kurzen Glanzpartien“.

WeiB: Cranter, Schwarz: Cam. 1. e4—c5, 2. Sf3—Sc6, 3. d4—c×d4, 4. f×d4—e5. Besser ist 4. Sf6, 5. Sf5—Se7??, 6. Sd6#.

WeiB: Fr. Kraus, Schwarz: C. 1. d4—c5, 2. d×c5—Da5+, 3. Sc3—D×c5, 4. e4—e5, 5. Sf3—d6, 6. Sd5—Se7, 7. b4! Aufgegeben, da die Dame verloren geht.

WeiB: M. Braune, Schwarz: Schwarz. 1. e4—e5, 2. f4—e×f4, 3. Lc4—g5, 4. h4—f6? Grober Fehler. 5. Dh5+—Ke7, 6. Df7+—Kd6 und WeiB setzt in 3 Zügen Matt.

WeiB: Capt. Kennedy (ohne Sgl), Schwarz: N. N. 1. e4—e5, 2. Lc4—Sf6, 3. d4—S×e4, 4. d×e5—S×f2? 5. 0-0—S×d1—, 6. L×f7+—Ke7, 7. Lg5#.

WeiB: Réti, Schwarz: Dunkelblum. 1. e4—e5, 2. Sf3—Sc6, 3. Sc3—Lc5, 4. S×e5—S×e5, 5. d4—L×d4?, 6. D×d4—Df6, 7. Sb5—Kd8, 8. Dc5!! Aufgegeben.

WeiB: A. Meck, Schwarz: N. N. 1. e4—e5, 2. f4—e×f4, 3. Sf3—d5, 4. Sc3—d×e4, 5. S×e4—Lg4, 6. De2—Lf3?? Natürlich mußte Le7 geschehen. 7. Sf6#.

WeiB: Mühlock, Schwarz: Kestic. 1. e4—e5, 2. Sf3—Sc6, 3. Lc4—Sd4, 4. S×e5—Dg5, 5. S×f7—D×g2—, 6. Tf1—D×e4+, 7. Le2—Sf3#.

Die geschichtliche Entwicklung des Schachspiels.

Über die Entstehung oder Erfindung des Schachspiels bestehen nur unvollkommene Überlieferungen. So viel steht jedoch fest, daß es sich nur allmählich entwickelte. Nach Europa kam es vor den Kreuzzügen und zwar brachten es die Araber nach Spanien. Aus überlieferten Handschriften geht hervor, daß die Wiege des Schachspiels in Indien stand, dort wurde es schon im 6. Jahrhundert nach Chr. gespielt. Die Spielregeln waren jedoch wesentlich verschieden von den jetzigen. Nach alten persischen und arabischen Manuskripten nahm das Spiel seinen Weg über Indien nach Persien und von dort nach Arabien. Unrichtig ist daher die Annahme, daß das Schach dem klassischen Altertum bekannt war. Wenn auch römische und griechische Schriftsteller von Brettspielen berichten, so haben doch die neuesten Forschungen ergeben, daß diese Spiele mit dem Schach nichts gemein haben. Ebenso unrichtig ist es, Ägypten als Ursprungsland anzunehmen, wenn auch einige aufgedruckte Darstellungen zweier Brettspielender Personen für diese Ansicht geltend gemacht werden. Da von den Brettern weiter nichts als die Ränder zu sehen sind, so ist die Vermutung von einer Einteilung in Feldern nur als eine willkürliche Annahme anzusehen. Die Figuren auf diesen Abbildungen sind dicht aufeinander gedrängt und von gleicher Größe und Gestalt, sodaß der Glaube, es seien Schachfiguren, nicht aufkommen kann. Uns aber interessiert am meisten die arabische Literatur, die sich bereits 1000 Jahre nach Chr. eingehend mit dem Schach beschäftigte und zwar nicht nur in Fachschriften sondern auch in Werken, die sich besonders mit Angaben von Spielendungen und mit Anleitungen zum Gewinn führender Spielweisen befassen. Die Glanzzeit des arabischen Schachs ist das 10. Jahrhundert gewesen. In dieser Zeit lebte der bedeutendste aller arabischen Spieler, der große Meister Al Juli, dessen Name jahrhundertlang im Orient genannt wurde. Von Spanien aus kam das Schach im 9. Jahrhundert zu den übrigen Staaten Europas. Schon bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst findet sich ein gedrucktes Werk über Schach; dieses Buch hat der Spanier Lucena im Jahre 1497 verfasst.

Rätsel

Bilderrätsel.



Worträtsel.

Das Wort zu einer jeden Frist
Von Kindern unzertrennlich ist,
Gibst du ihm einen neuen Fuß,
Find'st Du in Bayern es als Fluß.
Füg einen neuen Kopf ihm an,
Als Werkzeug kannst du's brauchen dann.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 123.

Richtige Lösungen sandten ein: Johanna Euk, Emmi Muschhammer, Liesel Franz, Mimi u. Margarethe Roßkath, Martel-Grote König, Willy Kettner, E. u. W. Fuhs, W. Falkenstein, August Schmitgen, Friedrich Koller sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Häupler, Böschorn Hornfeck, Karl Heinz Pletsch sämtlich aus Sonnenberg; Aliu Ocha aus Erbenheim; Liesel Erhardt aus Mainz.